

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 258.

Donnerstag, 4. November.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Ebela Riß.

(Nachdruck verboten.)

„Aber, Mensch, es muß doch sein! Du hast doch nun nachgerade die Verpflichtung.“

„Verpflichtung! Als ob ich meinen Alten höre! Warum in aller Welt bist du bloß nicht sein Sohn geworden? Da könnte er doch vergnügte Tage leben, statt wegen seines Jungen weiße Haare zu kriegen! Ich wollte dich ihm von Herzen gönnen — bei Gott! Übrigens — er nimmt dich ja mächtig ins Schlepp-tou —“

„Ja, das tut der alte Herr. Ohne ihn wäre ich noch nicht auf dem halben Weg, den ich jetzt schon zurückgelegt habe. Er ist mir wie ein Vater, der seinem Sohne noch bei Lebzeiten das Erbe in die Hand legt!“

„Ist ja recht hübsch, wenn der leibliche Sohn dabei sitzt und zusehen darf!“

„Ich denke, er vergißt dich nicht, und ich hoffe von Herzen, daß ihr euch endlich näher, innerlich nähertreten werdet — es ist doch so sehr sein Wunsch!“

„Wünsche, Wünsche! Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Du kennst doch das schöne Lied, oder ist's kein Lied? Bardon, na irgendein Salomon hat's doch gesagt . . . mein Wunsch ist's auch, aber . . . Also Prosit, mein Vester, und auf weitere Kameradschaft! Dießer Kerl, daß ich dich hier habe, ist ja noch der einzige Lichtblick! Wenn nich' anders, trinken wir doch todlich zusammen wie in alten Tagen — Stoll!“

„Stoll! Kommender Mann von Fünf-Hügelchen!“

„Spotte nur. Ich aber sage dir, er wird über auch kommen! Wie 'ne Landplage! Denke an mich! Fünf-Hügelchen soll vor Aufregung den sechsten Buckel kriegen! Sag' mal, übrigens — weißt du, wie dachtest du — es geht doch nun allmählich wieder in die Winterkampagne.“

„Dießer Gott, Fünf-Hügelchen und Winterkampagne! Armer Kerl, ich glaube, du phantasierst dich gar zu gewaltig in Berliner oder Pariser Verhältnisse zurück! Für 'n Menschen wie mich gibt es überhaupt keine Winterkampagne in deinem Sinne. Ich bin ein Prolete und schwitze in harter Fron — Sommer oder Winter, das ist für mich einerlei!“

„Du kannst dich schon aus beruflichen Gründen nicht dauernd von der Gesellschaft ausschließen, mag sie nun so fünf hügelig sein wie sie will!“

„Ich habe es gekonnt und werde es weiter können! Ein paar befreundete Häuser, wo man sich mal heiter ausplaudert — aber sonst? Mensch! Du weißt doch, wie albern und öde das hier ist!“

„Guten, darum will ich es nun ändern! Noch so einen Winter, wie den vorigen, halte ich nicht mehr aus!“

„Du ändern?!“

„Ja! Diese Idee, Reformator von Fünf-Hügelchen zu werden, hält mich überhaupt nur am Leben!“

„Ja, sage mal, ich dachte, du hättest nun für Weiß und Rind zu arbeiten. Denn, wie ich höre, denkt Papa Rauter mit dem Geschenk der Villa und den fünftausend

Mark jährlichem Zuschuß vorläufig abzuschließen, und dein alter Herr . . .“

„Braucht seine Einnahmen für Hospitäler für die verschämte und noch mehr für die unverschämte Armut, ganz recht! Ich bitte dich, Knut, laue mir diese bitteren Wahrheiten nicht ewig wieder, du erreichst damit bei mir nur das Gegenteil von dem, was du erhoffst! Gewiß weiß ich, daß ich eine Familie zu ernähren habe, die nicht an trocken Brot gewöhnt ist! Über solche Selbstverständlichkeiten verliere ich weiter keinen Ton! Aber ich brauche mehr! Ich bin nicht nur Arbeitstier — ich habe auch das Bedürfnis, geradezu den Zwang in mir, mir ein Leben zurechtzubauen, das mir eben dieses Leben erst lebensmöglich macht. Himmel, wann werdet ihr mich denn hier verstehen lernen?“

„Also sei kurz, was schwebt dir in dieser Beziehung vor?“

„Ja, ich habe schon mit Oberleutnant Wendel gesprochen — er ist auch ganz bei der Sache und wird alles daran setzen — es handelt sich nämlich um einen Klub!“

„Um was?“

„Einen feudalen Klub für diejenigen von uns, die eben außerhalb etwas verwöhnter und bedürfnisreicher wurden, als man hier —“

Dr. Wulffen stand aufrecht, beide Hände in die Hosentaschen versenkt, und bog sich vor Lachen: „Klub! Einen Klub für feudale Jünglinge und Liebegreife von Fünf-Hügelchen! Erlaube mal, Herbert . . .“

Er hielt Herbert eine Weile die Hand über die Stirn.

„Daß doch das, Knut! Ich muß dich schon bitten, mich etwas ernster zu nehmen! Ich hoffe an dir eine Stütze zu haben in allem . . .“

„Sollst du auch, mein Junge, solange es sich um ernsthafte Dinge handelt und um dein persönliches Glück.“

„Na also.“

„Solch ein Klub gehört hoffentlich nicht zu deinem persönlichen Glück!“

„Und wenn?“

„Ja, was willst du da? Wozu brauchst du den? Du, dem so ein reizendes Nest gebaut ist, in dem die reizendste aller Hausfrauen herumflattert?“

„Was hat das damit zu tun? Ich bin kein Haus-fater — ich muß Bewegung um mich herum haben!“

„Und dieser Klub soll dir Bewegung bringen?“

„Jawohl! Er soll eine Zentrale heiterer Intelligenz und der ganzen gesellschaftlichen Bewegung der Stadt werden — wie es eben so anders auch ist!“

„Wo ein Herr reicher oder reichtuernder Müßig-gänger alte Laster heilig hält und neue dazu erfindet, jawohl! Herbert, ich bitte dich! Wer soll denn in dem Klub tagen oder nächtigen? Hier gibt es doch nur „schlichte Bürger“ oder harte Arbeiter! Und wer darüber hinaus Gelüste hat, kneift eben mal vier Wochen im Jahre aus — dann hat er alles, was er braucht!“

„So meinst du? Du irrst! Unsere sämtlichen Offiziere werden dabei sein, und jeder der obersten Dreihundert, den wir nur irgend aufnehmen werden.“

„So, du hast also schon Vorarbeit getan, es ist eine beschlossene Sache?“

„Das nicht! Aber ich garantiere dir, in vier Wochen sind wir konstituiert! Ich habe es erst mit aller Vernunft mit dir bereden wollen und bin eigentlich außer mir, in dir einen Gegner zu finden.“

„Gegner?! Ich möchte dich nur abzuhalten versuchen von Dingen, die ich, als der Besonnenere von uns beiden, für nicht sehr herausfordernd heilsam für dein Temperament ansehen muß! Hast du deinem Vater davon . . .“

„Bringe mich nicht aus dem Häuschen, ich bitte dich!“

„Oder mit Dina?“

„Angeedeutet, ja.“

„Und was meint sie dazu?“

„Gott, wie Frauen sind! Noch dazu solch ein junges Ding. Sie hat doch keine Begriffe von solchen Sachen!“

„Sie ist also entschieden dagegen? Hoffentlich!“

„Durchaus nicht! Zudem — ich bin kein Pantoffelheld und brauche nicht Dinas Erlaubnis einzuholen.“

„Aber ihren Rat, würde ich dir raten! Dina ist keine Durchschnittsfrau, wie unsere meisten hier — erziehe sie zur guten Kameradin und teile alles mit ihr — du wirst gut dabei fahren, ganz abgesehen davon, daß hautzutage nur unter solchen Verhältnissen ein Eheglück aufzubauen und zu erhalten ist.“

„Das mußt du als Junggefelle ja ganz genau wissen“, lachte Herbert.

„Das lernt man an anderen!“

„Ja, da sieht es sich leichter an — an anderen!“

„Sage mal, Herbert, du hast Dina doch aus wirklichster Herzensneigung geheiratet?“

Eine ganz unmerkliche Pause.

„Oder nicht?“

Wulffen sah dem Freund tief ernst in das Gesicht, und als Herbert dem Blick etwas unsicher auswich, trat er hinter ihn und rüttelte ihn an den Schultern:

„So rede doch! Du liebst doch Dina?“

„Ich begreife deine Fragen nicht, Knut! Du weißt, wie lieb wir uns hatten, und — seit ich sie ganz besitze, weiß ich erst, was ich an ihr habe! Warum examinierst du mich eigentlich?“

Wulffen hatte einmal hörbar aufgeatmet, dann ruckte er seinen ganzen Menschen straff zusammen und zeigte Herbert ein lächelndes Gesicht.

„Siehst du, ich wollte es nur einmal laut von dir hören! Denn ohne eine Frau, die du liebst, bist du — über, Schluß, lassen wir das!“

„Du bist also ohne Widerrede dabei?“

„Bei dem Klub? Nachhaft!“

„Willst du mir gleich alles verderben? Der Klub wird gegründet, ob mit dir oder ohne dich, gleichviel, er wird gegründet! Aber wenn du dich ausschließen willst — du nimmst mir die halbe Freude vortweg, und alle wollen sie dich dabei haben, alle!“

Wulffen sah eine Minute lang auf seine Fingernägel und zog die Oberlippe mit den Zähnen ein wenig herunter, was er in unerschütterlichen Augenblicken, wo es einen härteren Kampf galt, zu tun pflegte. Dann sagte er ruhig: „Warum sollte ich mich ausschließen, wenn es gilt, dir eine Illusion zu erhalten! Setze mich auf die Liste, ich zahle meinen Beitrag und bin zu nichts weiter verpflichtet! Freit dich das!“

„Tip — top — tadellos! Alter Kerl, ob mich das freut! Und du sollst mal sehen, für euch Junggefallen bedeutet ja doch der Klub . . .“

„Na ja, ja, abwarten, was er uns allen bringen wird, abwarten!“

„Tu mir den Gefallen, rede nachher mal mit Dina darüber, und — wenn du mal gelegentlich es übernehmen willst, meinem Alten plausibel zu machen, daß — daß nicht gerade ich der Urheber bin, verstehst du?“

— Wedel — Wedel nimmt das gern auf seine Klappe meinem alten Herrn gegenüber — der kennt ihn ja auch, und . . .“

„ . . . hast hoffentlich nichts an ihm auszufehen!“

Von der Straße her hüstelte jemand sehr vernehmlich und schlug mit dem Säbel gegen das Gartengitter. Herbert sprang auf.

„Hallo, Wedel! Das ist ja famos von Ihnen.“

„Also sind Sie doch in Stimmung für störende Elemente, trotz der höchst alarmierenden Nachrichten? Abend, lieber Doktor!“

In Fünf-Gülgeln stand nur Infanterie. Oberleutnant von Wedel war erst seit drei Monaten in der Garnison; er galt für reich, war äußerst schamlos und etwas laut liebenswürdig. Er hatte sich sehr umgehend mit Herbert befreundet und verkehrte auch bereits bei dessen Schwiegervater. Er verkehrte überhaupt überall, wo es nur irgend möglich war, zu verkehren. Bei den Damen war er besonders beliebt und er ließ es sich auch etwas kosten: Blumen, Bombonieren und Zigaretten.

„Meine Frau ist leider nicht zu Hause, aber sie muß jeden Augenblick wieder eintreffen.“

„Die Gnädigste ist mir zwar lieber, aber wenn's nicht anders ist, nehme ich es auch mit zwei Wissenschaftlern auf! Ruh, war das heut 'ne Polarhitze! Bitte, lieber Schren, sowie Sie nach Getränken klingeln, gehe ich — — ich weiß, nach Limonade klingeln Sie nicht!“

„Über rauchen?“

„Doch nicht! Ich will mich abkühlen, also nicht zu tiefe Probleme, meine Herren!“

Wedel machte es sich bequem, fragte nach Susi nach deren sämtlichen „Herren Eltern“ und zuletzt nach der alten Frau von Grünm.

„Köster sagte mir heute, sie fiedele hierher über — stimmt das?“

„Uns ist davon noch nichts bekannt, aber es sollte mich keinen Augenblick überraschen — es wird ja wohl das Ziel der Dame sein. Na, meinetwegen — mir wird so allmählich das Wundern vergehen.“

„Ja, ein Glück haben diese Grünms — erstaunlich! Der gute Kommerzienrat merkt nun sicher, daß er Geld hat, wenn er es bisher noch nicht wußte! Eben wieder der Musterknabe Erloff . . .“

„Was denn?“

Herbert neigte sich gespannt vor.

„Lauter hat doch wieder zehntausend Märker für ihn blechen müssen — Korff hat es mir gestern geschrieben.“

„Zehntausend? Und wieder sagen Sie?“

„Ja, lieber Schren, wenn Sie keine Ahnung — — Pardon, aber ich wende mich schon hüten, Kriegsnachrichten zu klabern!“

„Bitte, lieber Wedel — ich kann es ja morgen von anderer Seite erfahren, also halten Sie nicht hinterm Berge. Ich erkläre Ihnen ganz offen, ich weiß von jetzt nichts und von früher noch weniger — mein Schwiegervater ist kolossal diskret, wie ich sehe. Also . . .“

„Vor der Hochzeit dreißigtausend und vor vier Wochen zehntausend! — Grünm stand ja doch seit Jahr und Tag auf der Degenspitze — das wußte ganz Düsseldorf! Grünm ist 'ne ganz schneidig böse Nummer, wissen Sie.“

„Das weiß ich wohl, aber daß das schon in dem Tempo gegangen ist, ist mir doch neu und — lehrreich! Es ist todtsicher?“

„Todtsicher!“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Manche Menschen treiben mit irgend einem Leid Höflichkeit. Sie leben, wie sie sagen, „nur ihrem heiligen Schmerz“. Da mag sehr groß erscheinen, ist aber nichts anderes als Gemütsvergrößerung. Und was liegt auf dem Grunde derselben? Egoismus.

Wiener Brief.

Die stille Straße.

Das ging im Handumdrehen, Schlag auf Schlag: am 27. September die Verordnung, alle Pneumatiks von Privatautomobilen abzuleiern, und am 9. und 10. Oktober war die Straße leer und still. Sonst war das Überqueren der Jagbahn an den Schnittpunkten des Verkehrs, am Rätner- oder Schottentor, ein förmliches Akrobatikstudium: die gelb und roten Wagen der Straßenbahn kreisten um den Ring, pendelten aus der „Inneren Stadt“ nach den „Vororten“, die Schienenstränge gabelten sich, überschritten einander, und nach fünf, sechs oder sieben Richtungen wurden sie obendrein von eiligt heranrauschenden Autos überquert, so daß der arme Fußgänger gar nicht mehr ein noch aus wußte. Jetzt, seit dem 10. oder 11. Oktober, mag er sich getrost jenseits der Straßenbahngeleise aufstellen; weit und breit kein Auto, das ihn aufschrecken würde. Aber — Wien ist doch seit Olms Zeiten die Stadt der Pflaster, nicht? Der Pflaster, die Kaisersemmel und das Rindfleisch waren sozusagen die Grundelemente, aus denen sich in der Vorstellung der Fremden das phantastische Bild von Wien aufbaute. Es war einmal . . . kein höherer Genuß für die Wiener, der ein rechter Wiener war, als am Sonntagnachmittag mit einem frischen, röschen Beuger in die Praterhauptallee, zum „Stelzer“ nach Rodaun oder zum „Gurigen“ nach Grinzing zu fahren. Und die es sich nicht leisten konnten, waren schon im siebenten Himmel, wenn Alexander Girardi auf der Bühne des Theaters an der Wien das „Pflasterlied“ sang: „I hab zwei harbe Rappen . . .“ Es war einmal, und der neueste Gassenhauer, den irgendeine Coubrette zum Besten gab, war mobiler mehr auf Venzin und Motor als auf Pferdellauf gestimmt: „Geh, Schürschl, lauf ma an Automobil, ein Automobil, 's kost' ja net vil, ja net vil . . .“ Auch das war nun einmal, und ein Automobil kostet wenigstens, sofern es mit Pneumatiks bereift ist, immerhin ein Jahr Zuchthaus, und ohne Gummireifen ist das Autofahren — zumal auf Wiener Granitpflaster — ein zweifelhaftes Vergnügen.

Also: am 8. Oktober sind die diversen Schürschls um ihr „Automobil“ gekommen. Nur Mietswagen, ärztliche Kraftwagen und Automobile in öffentlichen Diensten wurden ausgenommen. Sie müssen sich aber stets und überall durch einen polizeilichen Wagenpaß ausweisen und — was am schönsten und wichtigsten ist — sie dürfen zu Vergnügungs- und Luxusfahrten nicht mißbraucht werden. Vor allen Vergnügungslökalen wird in Gestalt eines Schutzmannes das Auge des Gesetzes wachen: und wehe dem Privatkraftwagen, der eine Modedame zum Theater herantollt! Es werden ihm ohne Erbarmen die mißbrauchten Gummireifen von den Rädern geschnitten, wie Anno Kleiderverordnung des 17. Jahrhunderts den Frauen allzu üppige und kostspielige Schleppen.

Nur Mietswagen wird man künftig in den Wiener Straßen sehen, Mietautos, Mietfiaker und „Einspänner“. Aber auch ihre Zahl hat sich in diesen 15 Monaten ganz beträchtlich verringert, durch Requisitionen zuerst, dann durch die starke Verteuerung der Betriebsmittel, endlich durch den Mangel an Pferdefuttermitteln. 2700 Mietswagen haben wir vor dem Krieg gehabt: da waren vor allem — sonderbare Spezialität in Wien — die 110 Luxusfiaker, die keinerlei Taxevorschrift hatten, die neben dem Kutschbock die Taxe „Fahrpreis nach Vereinbarung“ trugen und wirklich wie ein Museumsstück aus der Zeit „Fahren wir Euer Gnaden“ und „Wir werden kein' Richter brauchen“ wirkten. Dann 240 Taxameterfiaker, 1450 Mietkraftwagen und 900 Einspänner (Droschken mit einem Pferd). In Summa: 2700. Heute oder sind es nur mehr 900. Das heißt: es gibt rund 900 Fohrtigenzen, wirkliche Fahrer nicht über 500. 500 Wagen in einer Millionenstadt . . . das macht die Straße fast ländlich still.

Brave Frauen.

Das Einkaufen, einst die Lieblingsbeschäftigung aller Frauen, ist nun für sie ein wahres Problem geworden. Brave Frauen! Es wird in Wien jetzt zu einer wahren Kunst ausgebildet, zu einer Strategie und Diplomatie, die alle Gaben der Fingigkeit, der Schmeichelei, der Überredung ins Spiel bringt! Man kann ja alle Lebensmittel zwar nicht billig, wohl aber billiger kaufen. Nur — man muß wissen — wo!

Das eine Geschäft hat noch z. B. Tee oder Kaffee oder Hülsenfrüchte — von der alten Lieferung, das andere nur

mehr von der neuen, die teurer ist. Oder: hier und da und dort ist für eine Weile von 8 oder 14 Tagen irgendein Artikel überhaupt „ausgegangen“. An einer vierten Stelle ist er erhältlich. Man muß wissen, wo! Oder: plötzlich kommt so ein Artikel, der wie ein Karstfluß eine Zeitlang verschwunden war, wieder in Fülle auf den Markt. Man muß wissen — wann! Dann plötzlich ist die ganze Fülle wieder in die Käuferpeicher verschwunden.

Die Lösung dieses Problems spielt sich freilich nicht in allen Gesellschaftsschichten gleich ab. Wohl dem — will sagen: der, — die ein Telefon hat. Dann wird allmorgendlich oft eine Stunde und darüber — Kaufmann um Kaufmann, Spezialeigenschaft um Spezialeigenschaft angeknipst. „Haben Sie schon neuen Tee? Ist Schweinefett da? Wann kommen die Bohnen?“ Oder: „Don Herrn Hinterhuber, bitte, aber nein . . . ist der Herr Hinterhuber nicht da? Herr Hinterhuber aber, der heißbegehrte, ist der Verkäufer in Firma K. P., dem man schöne Augen gemacht hat, damit er einem die Ankunft der Bohnensendung verrate. Jawohl, Don Juan hat jetzt seinen besten Platz hinter der Budel eines Spezialeigenschaftes . . .“

Im ganzen ist die Arbeit, die die Wiener Hausfrauen jetzt täglich leisten, geradezu bewundernswert. Dr. S. W.



Aus der Kriegszeit.

Kragujevac, Serbiens Stolz. „Belgrad, nichtig ist dein Lob, solange Kragujevac dein Haupt ist!“ sagt ein serbisches Sprichwort und kennzeichnet damit die alte Residenz des ersten Serbenfürsten Milosch Obrenowitsch als die bedeutendste Stadt des Landes. Kragujevac, das den Kulturvölkern Europas erst durch Leopold v. Rantes klassische Schilderung der serbischen Revolution bekannt und vertraut wurde, ist eigentlich erst eine Stadt des lehrverflochtenen Jahrhunderts, trotzdem prähistorische Funde auf dem Konakplatz schon von einer vorgeschichtlichen Niederlassung an dieser Stätte Kunde geben. Eine erste vorübergehende Bedeutung erlangte es während der österreichischen Okkupation Serbiens 1718—1739. Dann ward es durch die verhängnisvolle Tagung der eben geschaffenen Schupschina berühmt, als der „Patriot“ und Vandenführer Karageorg, der Vorfahr des jetzigen Königshauses, 1813 die erneute Unterwerfung unter die Herrschaft des Sultans Mahmed II. empfahl, des Reformers, der später Moltke nach der Türkei berief. Die idyllisch gelegene, von ungeheuren Wäldern umkränzte Stadt war der Lieblingsstätt jenes Fürsten Milosch, dessen interessanter „Konak“, der allerdings nur ein sehr primitiver Palast war, von König Milan recht pietätlos in ein Offizierkasino umgewandelt wurde. Noch heute gieren Reste der orientalischen Pracht, an der der Emporkömmling Milosch seine Freude hatte, die Gemäher. Hier im westabgelegenen Kragujevac schaltete Milosch als unumschränkter Herr über Gut, Leben, Weib und Ehre seiner „befreiten“ Landsleute, und mancher Chemann ward ohne irgend eine langweilige gerichtliche Prozedur an dem berühmten Birnbaum vor dem Konak aufgefknüpft. Als Merkwürdigkeit sei noch erwähnt, daß ein deutscher Maler im Stile des Scheffelschen Fludribus die Konakzimmer mit Bildern schmückte und im Schlafgemach der Fürstin den treuherzig unorthographischen Spruch anbrachte: „Die Gotteshand segnet den kleinen Milan“ — in deutscher Sprache, die weder der alte Milosch noch der junge Milan je verstehen lernten. Im übrigen ist die Stadt stets sehr radikal gewesen, hat politisch stets für die äußerste Linke gestimmt, ohne sich dadurch behindert zu fühlen, auf den einstigen Regenten Serbiens, den zahnlosen Liberalen Mitiitch, sehr stolz zu sein, der hier Anno 1831 geboren ward. Er war einer der wenigen ehrlichen Deutschenfreunde des Balkan, sprach fertige Deutsch und schrieb in deutscher Sprache über „die neuere Literatur der Serben“. Über allen historischen Erinnerungen bleibt heute das Wichtigste, daß Kragujevac Serbiens größter Waffenplatz ist, der ein etwa 20 Ar bedeckendes Arsenal mit Laboratorien für Geschütz- und Infanterie-Munition, physikalischem Institut und sonstigen modernen Anlagen besitzt. Nacheinander haben sich Russen, Belgier, Franzosen und Italiener abgemüht, die Leistungsfähigkeit des serbischen Landesarsenals auf die Höhe zu bringen. Zuerst entstand die „Topolonica“, die Kanonengießerei, an der der russische Ingenieur Mjepref sich

vergeblich abmühte. Er wurde 1849 fortgejagt, und im folgenden Jahre der beglückte Maschinenmeister Toussaint de Tours mit der Leitung des Unternehmens betraut, der vor allem eine Dampfmaschine beschaffte und von der Regierung Kaiser Napoleons III. 1852 die Entsendung eines erfahrenen Gießmeisters durchsetzte. Jetzt im Herbst vor 60 Jahren glückte nach vielen umständlichen Versuchen endlich der Guss der ersten glatten Kanone, die zwar auch für die damalige Zeit kein Meisterwerk war, aber doch einen gewissen Fortschritt gegen die pietätvoll bewahrten, mit Eisenbändern umschlossenen Birchholzrohre darstellte, mit denen sich der Vandalenführer und Vorfahr des jetzigen Königs Peter, Karageorg (1768—1817) begnügen mußte. Zwei Italiener schließlich, Zanolini und Giochetti, führten in Kragejewac die Kunst der Herstellung gegossener Geschütze ein, wurden aber sehr bald, wie alle anderen fremden Ingenieure, durch Serben ersetzt, von denen der eine tüchtige technische Leiter Ljodor Seleskovič in Deutschland vorgebildet war. So brachte z. B. die Geschützgießerei von 1862—1876 nach der Statistik von Theodor Kantiß glücklich vier Batterien Gambizen, vier Batterien Vierpfünder und dreißig leichte Gebirgsbatterien zu je vier Geschützen und ganze 300 Geschosse pro Kanone fertig. Diese idyllischen Zeiten wurden freilich unter der energiegelassen Leitung der im Ausland vorgebildeten Direktoren Giga und Seleskovič überwunden, und im 20. Jahrhundert, seit das Rüstungsfieber auf dem Balkan chronisch wurde, haben die Arsenalfabriken ungeheure Mengen an Kriegsmaterial hergestellt. Mit dem Fall von Kragejewac ist Serbien der Möglichkeit beraubt, Geschütze und Munition in ausreichendem Maße weiter im eigenen Lande herstellen zu können, d. h. sein letzter Lebensnerv ist durchschnitten. Diese Wichtigkeit des Plazes hat das Volk instinktiv erfasst, als es das eingangs erwähnte stolze Sprichwort schuf, auf das übrigens höchstwahrscheinlich die Tatsache nicht ohne Einfluß geblieben ist, daß der Nationalheld Georg Czerub, genannt „Karageorg“, „Schwarzer Georg“, nicht bei Kragejewac in Wischewzi geboren ist.

Die Schützengräben Julius Cäsars. Der Krieg, der so vielartige Waffen und Kampfmittel hervorgebracht hat — man denke nur an das Unterseeboot, das Kampfflugzeug, den 42-Zentimeter-Mörser — hat zugleich zahlreiche alte und veraltet erscheinende Kampfmethoden zu Ehren kommen lassen. So erinnern die Wurf- und Brandbomben an die Kampfmittel des Mittelalters, und die Minenwerfer gleichen sogar äußerlich den längst vergessenen Steinschleudern, die bei den alten Römern und Griechen, besonders im Festungskrieg, eine wichtige Rolle spielten. Ganz besonders aber hat der moderne Stellungskrieg eine Art der Kriegsführung hervorgebracht, die überraschenderweise an die Zeit — Julius Cäsars — erinnert. Bei aller Verschiedenheit der Waffen von damals und heute lassen sich doch viele Ähnlichkeiten im Stellungskampfe feststellen. Sehr deutlich ist dies, wie Dr. E. Pause im nächsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, in Julius Cäsars *Bellum gallicum* nachzulesen, und zwar an der Stelle, die den Kampf um Alesia beschreibt. Die Stadt, die von Bercingetorig mit 80 000 Mann besetzt war, hatte eine außerordentlich günstige Verteidigungsanlage, da sie sich auf einem Berge befand, der auf zwei Seiten von Flüssen umgrenzt wurde und nur auf einer Seite durch eine Ebene zugänglich war. Hier nun legte Cäsar seine Verschanzungen an, die zugleich den Rücken der Armee gegen ein heranziehendes Ersahheer decken mußten. Die Verschanzungen sind im *Bellum gallicum* eingehend beschrieben: „Zwischen versuchten die Gallier, unsere Werke anzugreifen und aus der Stadt durch mehrere Tore mit aller Gewalt einen Ausfall zu machen. Deshalb glaubte Cäsar zu diesen (den bereits angelegten) Werken noch etwas beifügen zu müssen, damit dadurch die Befestigungen mit einer kleineren Zahl von Streikern verteidigt werden könnten. Daher wurden fortlaufende Gräben von 5 Fuß Tiefe gezogen, nachdem Bäume mit recht starken Ästen gefällt und die Enden dieser (Äste) geschält und zugespitzt worden waren. Dahinein (in die gezogenen Gräben) wurden jene Ästleiber versenkt und unten befestigt, daß sie nicht herausgerissen werden konnten, und da, wo die Äste angingen, ragten sie heraus.“ Diese Anlage von Astwerken erinnert an unsere modernen Stachel-drahtverhaue. Aber die Parallelen lassen sich noch weiter führen: „Fünf Reihen waren so untereinander verbunden.

Wer da hineingebrungen war, geriet und verlor sich selber an den sehr scharfen Ästen. Die Soldaten nannten sie „Totenspitzen“. Und vor diesen wurden drei Fuß tiefe Gräben in schrägen, übers Kreuz geordneten Reihen gegraben mit allmählich nach unten zu engerem Schlunde (mit trichterförmig verengtem Grunde). Zugleich wurde der Befestigung und Standfestigkeit halber ein Fuß vom Boden an mit Erde festgestampft.“ Auch die reihenweise Anlage der Linie wurde schon damals beobachtet: „Derartige Grubenreihen wurden acht angelegt, und sie standen untereinander drei Fuß ab.“

„Gezeit“. Eine sehr einleuchtende Verdeutschung ist vor einiger Zeit zum Ersatz der Fremdworte „Saison“ und „Season“ vorgeschlagen worden, die bis zu dem Kriege in unserem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben eine große Rolle gespielt hatten: das Wort „Gezeit“. Als „Gezeiten“ bezeichnen wir heute nur noch die regelmäßige Wiederkehr von Ebbe und Flut; im Mittelhochdeutschen aber spielte das Wort gezeit und das damit zusammengehörte höchgezeit eine sehr große Rolle; das erste bezeichnete eine festgesetzte Zeit oder Stunde, das zweite insbesondere ein Fest, ein Kirchenfest. Wir sprechen heute noch von „hohen Festen“; die einzige Erinnerung an das mittelhochdeutsche höchgezeit bewahrt nur noch, wenn man von einigen mundartlichen Ausdrücken, wie von dem bayerischen „Die hoch Zeit“ (womit namentlich Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Allerheiligen bezeichnet werden) absteht, unser Wort „Hochzeit“, das ja auf einen ganz bestimmten Begriff festgelegt worden ist. Man würde nicht ein, so schreibt uns ein Mitarbeiter, daß das alte Wort „Gezeit“ nicht mehr in anderer Bedeutung als der jetzigen verwendet werden dürfe; wir haben eine Menge von Ausdrücken, die auf den verschiedensten Gebieten zur Anwendung gelangen, ohne daß hierdurch Mißverständnisse hervorgerufen werden; es sei nur an die Worte „Karte“, „Blatt“, „Band“, „Abiack“ (beim Kaufmann, beim Schuhmacher, in einem Buche) usw. erinnert. Wir besitzen viele Worte in unserer Sprache, die einst gänglich aus dieser verschwunden waren und dann zu neuem Leben erweckt worden sind, wie die Ausdrücke: Halle, Gain, hehr, Ferge, Söller, Ahne, Kar, Brünne, Fehde, Redde, Heim und noch manche andere. Schon Lessing bemerkte im Vorbericht zur Logauausgabe im Jahre 1759, durch Einführung der besten von den alten Wörtern seitens der angeesehensten Redner und Dichter könne der Sprache ein weit größerer Dienst erwiesen werden als durch die Prägung ganz neuer Wörter. In kaufmännischen Kreisen scheint man sich mit dem Worte „Gezeit“ als Ersatz für „Saison“ nicht recht befreundet zu wollen, wie aus einer an einen Regierungspräsidenten und dann an den preussischen Handelsminister gerichteten Eingabe hervorgeht, in der ersucht wurde, die gesetzlichen Bestimmungen über die „Saisonauverläufe“ dahin zu ändern, daß an Stelle des im Gesetz stehenden Wortes „Saisonauverlauf“ gleichbedeutende deutsche Ausdrücke wie Sommer-, Winterauverlauf und dergl. gesetzt werden. Der Minister hat die Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen nicht für notwendig erachtet und ausdrücklich die Zulässigkeit von Verdeutschungen anerkannt. Man darf daher unbedenklich neben den Bezeichnungen Sommer- und Winterauverlauf, namentlich wenn man einen ganz allgemeinen Ausdruck anwenden will, das Wort „Gezeit-Auverlauf“ anwenden. Nicht wenige spotten über ein neues Wort, weil es ihnen zunächst ungewöhnlich und seltsam erscheint, später aber befreundet sie sich doch mit ihm. Als Campe, dem wir so manche treffliche Verdeutschung verdanken, den Ersatz von „Rendezvous“ durch „Stellischein“ vorschlug, wurde er von verschiedenen Schriftstellern, auf deren Meinung man damals etwas gab, deswegen angegriffen; das Wort „Stellischein“ aber hat sich vortrefflich bei uns eingebürgert und man kann nur aufrichtig wünschen, daß gerade in der jetzigen Zeit recht viele ebenso gute Ersatzwörter für fremdsprachliche Bezeichnungen in Vorschlag gebracht werden möchten. Wenn die Kaufleute auch den früheren Ausdruck „Saison-Auverlauf“ durch neuere Angaben, wie Frühjahr-, Sommer-, Winterauverlauf usw., ersetzen können, so fehlt ihnen doch ein Wort an Stelle des einst von ihnen viel gebrauchten allgemeinen Ausdrucks „Saison“, und hier ist das gute deutsche Wort „Gezeit“ ganz vortrefflich am Plaze. Ebenso ist von allen Ausdrücken, die zur Ersetzung der Fremdworte „Saison“ und „Season“ in gesellschaftlicher Hinsicht vorgeschlagen worden sind, keiner so gut geeignet als dieses kurze und praktische Wort „Gezeit“.